

fluss das Sehnen und Seelenleiden eines Pubertierenden darzustellen, ohne allzusehr auf die Homosexualität des Protagonisten abzuheben („schwul“ oder ähnliche Worte fallen in beiden Romanen erst etwa ab der Hälfte des Buches, alles andere versteht sich über intime Andeutungen). Der Duolog wird einer der wichtigsten Initiationsromane der nächsten Jahre sein, ist aber alles andere als eine Coming-out-Geschichte. Vielmehr spiegelt sich Florians Selbstliebe. Was bei *COHN & KÖNIG* später leicht maniert wirkt, ist in *Du Idiot* noch bereitwilliger Humor und dialogische, sehr ironische Situationskomik. Der Roman war ursprünglich als Dreiteiler geplant und findet hoffentlich nach *COHN & KÖNIG* eine weitere Fortsetzung. Denn Helfer verliert nicht an sprachlicher Intensität, wenn er eine knappere Syntax wählt und den Ort der Handlung nunmehr ausstreckt auf die westlichen USA, Südfrankreich und nach Paris.

COHN & KÖNIG setzt an den beiden Eckpunkten an, die *Du Idiot* vorgibt: Florians Begegnung mit Pierre in einer französischen Hafenstadt und einem Ferienaufenthalt beim Vater in Los Angeles um seinen 13. Geburtstag herum. Beides wird überblendet, immer wieder, bis es zu der Unterwegs-Geschichte gerinnt, die Florians innewohnende Orientierungslosigkeit zwar weiterhin zum Grundtenor hat, jedoch erst im letzten Drittel die rastlose Atmosphäre der „road movies“ übernimmt, wo er seinen Partner verlässt und wieder auf der Suche ist nach seinem Spiegelbild. Die Beziehung zu Pierre Cohn, die weite Welt, können ihm kein eigenständiges Leben mehr, kein selbstbestätigtes

Bewusstsein ersetzen. Pierre hat vorgegeben, was Florian gierig gelernt und aufgenommen hat. Er ist nicht bloss ein Vorzeigejungchen in besseren Galeristenkreisen, er bedeutet für Pierre ein zweites Leben. Aber Pierre weiss, dass er in Florian nur projiziert, was er als Jugendlicher versäumt hat und dass sein Freund sich emanzipieren wird von immer grösseren Geschenken und Sehenswürdigkeiten, um endlich einen eigenen Ort zu finden und nichtmehr aus Erinnerungen anderer zu leben, sondern durch das Erleben einer eigenen Geschichte. „Im Kern ging es ihm wohl nur darum, in die Peripherie zu kommen, an den Rand, ins Abseits,“ wohin schon Thomas geraten war, „dorthin, wo keine historischen Kulissen die hinfälligen Mythen Nation und Individuum wachhielten. (...) Er wollte unter gesichtslosen Schlafbehäusungen lustwandeln, die ihm gestatten würden, wieder in die Dämmerungszone einzutreten, in der er aufgewachsen war“ (C&K 218). Und richtig, es führt den Ausreisser aus einer wiederum zu heilen Welt zunächst durch fremde Betten, dann nach Schwalbach/ Taunus in den Schoss der Mutter zurück: „ein entlaufener Hans im Glück, der die Fesseln seines Märchens sprengt, obwohl er spürt, daß sie das Beste waren, was das Leben für ihn bereithielt“ (C&K 224). Aber schlussendlich sehen sich *COHN & KÖNIG* am Ort ihrer ersten Begegnung wieder, es ist ihr „Hochzeitstag“. Es ist ein happy end, das der Geschichte nicht besonders steht und ihr die eigentümliche Stimmung nimmt, die bis dahin über zwei Buchlängen absolut gefesselt hat.

CRAUSS.

Ich bin fünf Jahre alt...

Ricarda Bethke: Die anders rote Fahne

Ricarda Bethke: **Die anders rote Fahne**. Roman. Frankfurt a.M.: Fischer, 2001. 288 Seiten. ISBN 3-10-006715-0. 19,90 Euro.

Doch wo soll man den Zipfel zu fassen kriegen, wo sich das alles löst, wo?

Ja, wenn man das nur wüsste! Hätte Ricarda Bethke diesen Satz an den Anfang ihres autobiographischen Romans *Die anders rote Fahne* gestellt – lustig wär's gewesen, hätte sich doch des Lesers Ratlosigkeit

stets an diese paar Wörtchen klammern können. Wo ist der Zipfel der „anders roten Fahne“ nur zu fassen? Vielleicht bietet sich im konkreten Fall der Einband an? Andernorts steht der Roman über Kindheit und Jugend in der thüringischen Provinz ziemlich zipfello und hemdsärmelig da. Doch nein, man sollte der Autorin nicht zu früh einen Strick drehen. Schließlich ist doch weithin bekannt, dass die Provinz zumeist trist und trübselig ist. Ist es aus Rache dann zwingend notwendig, dem Leser die Tristesse der Provinz mit dem Knüppel einzuprügeln? Der Knüppel ist in diesem Fall Bethkes Sprache, der außerordentlich schlichte Stil. Andernfalls könnte man vielleicht noch dezent darüber hinwegsehen, dass die Autorin nichts, aber auch rein gar nichts zu berichten hat².

Die Kindheits- und Jugenderinnerungen der Protagonistin Candida beginnen im Jahr 1944. Anfangs erscheint das Getummel zumeist zusammenhangloser Stolpersätze als geschickter Kniff der Autorin. Erfrischend anders, beinahe jung stellt sich die fünfjährige Candida dem noch wohlgesonnenen Leser im Bett ihrer Grossmutter liegend vor:

Ich bin fünf Jahre alt. Ich liege auf dem Bett meiner Großmutter, Mittagsschlaf. [...] Eine Fliege krabbelt mir über den Bauch. Ich halte still und fühle, wo sie langläuft, abwärts.[...] Ich verjage sie nicht. Ich bin mit ihr einverstanden.³

Knuffig, wirklich knuffig. *Und ach so poetisch!* mögen manche ausrufen. *Na, gern doch*, möchte man erwidern – wenn sich der Stil irgendwann dem Alter der Protagonistin anpassen würde. Oder sollte hier gar ein fünf Jahre altes Wunderkind prophetisch seinen weiteren Lebenslauf vorwegträumen? Leider denkt Ricarda Bethke nicht daran, dass sich der gewählte Ton im Laufe des Romans zusehends diametraler zum Alter Candidas verhält. Und so stemmt sich ihr Sprachduktus im Verlauf des Romans dem Interesse und der Geduld des Lesers gehörig entgegen.

Um gerecht zu sein: Hierin liegt durchaus zugleich auch eine kleine Stärke der Bethkeschen Sprachreduzierung. Stimmungen – oder besser: Schwingungen? – werden erstaunlich leicht und eindrücklich erweckt. Fast spürt man den Staub der Straßen oder riecht die modernden Apfelreste im Papierkorb. Leider sind diese raren Momente literarischer Glückseligkeit allzu kurzweilig. Quälend langsam haspelt sich Bethke von Lebensstation zu Lebensstation. Gelungene Momente werden nicht ausgekostet, gähnend langwierige dafür zerstückelt und immer wieder aufgegriffen. Candidas Kindheit, pendelnd zwischen thüringischem Kleinstdorf und sozialistischer Kadenschmiede, verdichtet sich zu einer tristen Melange bloßer Eindrücke. Dass im Konzept solcher Perspektivverengung kaum Platz bleibt für ein interessantes Personeninventar, verwundert nicht.

Auch nachdem Candida ihren Lebensraum von Thüringen zum Berliner Prenzlauer Berg verlegt hat, behält das hektisch erzählte Nichtssagende die Oberhand. Wäre dieser Roman in den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts entstanden, könnte vielleicht noch wohlwollend von 'expressivem Scherenschnitt' gesprochen werden. Hier und heute aber wirkt dies alles einfach unausgearbeitet. Und schlussendlich wird Candidas Bericht äußerst ungeschickt abgebrochen mit dem eingangs schon zitierten entsetzlich pathetischen Satz. Zwischen

Thüringen und Berlin wächst Candida zwar parallel zum jungen Arbeiter- und Bauernstaat auf, kann sich aus der von der Autorin bewusst oder unbewusst so gezeichneten Welt des Kindes kaum lösen. Vielleicht eine Allegorie auf den gelebten Sozialismus? Bethke gelingt es kaum, ihrer Protagonistin einen Funken Leben oder auch bloße Sympathieträchtigkeit zu geben. Candida ist und bleibt eine Außenseiterin, sowohl in ihrer dünn und eilig gezeichneten Romanwelt, als auch für den von den etlichen Betonungen dieser Sonderlingsrolle genervten Leser. Spätestens nachdem sie sich zum x-ten mal wegen fehlenden Männerinteresses aus dem Kreis ihrer Mitschülerinnen bzw. Kommilitoninnen ausgestoßen fühlt, ist auch dem einfältigsten Leser klar, dass diese Kind-Frau irgendwie anders ist als die anderen. Vermutlich feinfühlicher soll sie wirken, dem in der Theorie so menschlichen Sozialismus aufgeschlossener als andere. Aber gerade zwischen diesen schemenhaften Charakteren wirkt Candida einfach nur verschroben, geradezu autistisch.

Nein, gelungen ist dieser Roman nicht. Schade eigentlich, zeigt Bethke doch an einigen Stellen genügend Geschick, einiges aus ihrem Stoff herauszuholen. So sehr sie sich aber auch bemüht einen neutralen Blickwinkel einzunehmen, so verklärt träumerisch wirken Episoden wie die mit dem bilderbuch-sozialistischen Grossvater: Eben noch den Staat mitaufgebaut, wird er auch schon von seinen Genossen abgesetzt. Tja, der Klügel ist eben auch auf dem thüringischem Land zu finden. Immer wieder aber blitzt der Glaube an den „guten“ Sozialismus auf. Candida wundert sich in der Schule, dass im Geschichtsunterricht an allem Übel in der Welt die „Besitzverhältnisse an den Produktionsmitteln“ schuld seien und ein Musiklehrer nach dem anderen in den Westen flüchtet, und will doch nicht das Vermächtnis der „anders roten Fahne“ aufgeben. In dieser recht einfach verengten Perspektive des studierenden Kindes gerät völlig außer Acht, dass Opportunismus mitunter tödliche Konsequenzen haben kann.

Es scheint fast so, als ob die DDR noch immer bestehe. Als ob Bethke ihre Erinnerungen in aller Schnelle festhalten musste, bevor sich der realgelebte Sozialismus in blassroten Wölkchen verflüchtigt. Als ob sich alles schnell auf Papier manifestieren musste, bevor die Gräuel der Realität Einzug im Leben Candidas (Ricardas?) hält. Nur so ist zu erklären, warum *Die anders rote Fahne* letztlich so eigentümlich unfertig wirkt. In der Kürze liegt die Würze, sagt man zu Recht – aber doch bitte nicht so!

FRANK AUFFENBERG

¹ Bethke: *Die anders rote Fahne*, S. 284.

² Anderen AutorInnen ist dies schließlich auch geglückt – hier nur genannt: Margriet de Moor: *Der Virtuose*, München: dtv, 1997.

³ Bethke: *Die anders rote Fahne*, S. 9.